

Nachruf auf Hans Glinz

URSULA BREDEL & HARTMUT GÜNTHER

Das Wort *Nachruf*, so belehren uns die Etymologen, wird von Philipp von Zesen im 17. Jahrhundert als Verdeutschung für *Echo* vorgeschlagen, erhält dann im 19. Jahrhundert die heutige Bedeutung als Verdeutschung von (schriftlichem) *Nekrolog* (Grabrede). Wir wollen es mit von Zesen halten und ein kleines Echo auf die immensen Leistungen von Hans Glinz geben, der 95jährig am 23. Oktober 2008 gestorben ist, denn sein akademischer Lebenslauf spiegelt in beispielhafter Weise die systematische Verknüpfung von sprachwissenschaftlicher und sprachdidaktischer Theorie.

Der Schweizer begann seine berufliche Tätigkeit als Deutschlehrer. Nach der Promotion 1946 und der Habilitation 1949 in Zürich führte er als Hochschullehrer an der Pädagogischen Akademie Kettwig (1957–1965) und an der RWTH Aachen (1965–1978) seine Lehr- und Forschungstätigkeiten fort. Als Mitglied des Wissenschaftlichen Rats des Instituts für deutsche Sprache Mannheim (1965–1969 und 1984–1997), als Präsident einer Kommission zur Reform der Rechtschreibung (1970–1978), mit seinen späten sprachvergleichenden Studien und nicht zuletzt als Verfasser von Schulbüchern hat Glinz über den akademischen Raum hinaus den sprach- und bildungspolitischen Diskurs mitgeprägt – mit herausragender wissenschaftlicher Dignität, was schon 1961 mit der Verleihung des Konrad Duden Preises gewürdigt wurde.

Die Habilitationsschrift, die 1951 unter dem Titel „Die innere Form des Deutschen“ erschien, markierte einen strukturalistischen Neubeginn der Beschreibung des Deutschen – in einer Zeit, als sich eine Linguistik Weisgerber'scher Prägung eine eher sprachphilosophische Denkweise zur Gewohnheit gemacht hatte, wie sie in der sog. inhaltbezogenen Grammatik kulminiert und die weitgehend von hermeneutischen Zugriffsweisen, sprachhistorischen Überlegungen sowie von der traditionellen Grammatik lateinischer Provenienz geprägt war. Die Beobachtungen, die Glinz hier vorlegte, waren als eine aktive Herausbewegung aus diesen Denkpraktiken zu verstehen. Sie bestechen noch heute in dreierlei Hin-

sicht: (a) Die Fragen, die Glinz stellt, zielen stets auf die sprachlichen Formen und ihre funktionalen Äquivalente – in dieser Reihenfolge; (b) die Verfahren, mit denen er nach Antworten sucht, sind stets prozessorientiert; die grammatiktheoretischen Kategorien resultieren aus der operativen Durcharbeitung des Gegenstandes; (c) die Argumentation ist durchgängig diskursiv entwickelnd und legt so ihr eigenes Zustandekommen offen.

Mit seinem Buch legte Glinz „Eine neue deutsche Grammatik“ vor, so der Untertitel, die im besten Sinn induktiv genannt werden kann und die schon deshalb nicht nur für die sprachwissenschaftliche, sondern auch für die sprachdidaktische Diskussion von außerordentlicher Bedeutung war. Die sechste, durchgesehene Auflage – bis dahin war „Die innere Form des Deutschen“ 69 Mal rezensiert worden – erschien 1973. Liest man freilich die Rezensionen – sie sind im Vorwort gelistet und auch kommentiert –, so wird deutlich, dass die wenigsten Rezensenten auch nur ahnten, was da geleistet worden war. Vielmehr wurde im Geiste der damals vorherrschenden Sprachwissenschaft begierig nach der Humboldt'schen „inneren Form“ geforscht, und oft genug wurde sie vermisst. Auch der Versuch, eine eigene Terminologie zu schaffen, wurde kritisch bedacht. Man kann sagen, dass die meisten Rezensenten aus ihrer Position heraus das, was Glinz vorlegte, auch kaum verstehen konnten, weil der amerikanische und der europäische Strukturalismus, dessen Prinzipien Glinz auf das Deutsche anwandte, in Deutschland nicht rezipiert worden war – teilweise, wie er bekennt, auch von ihm selbst nicht. Das gilt auch für die jungen deutschen Linguisten Anfang der siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts – sie hatten den Strukturalismus und Glinz übersprungen und sich gleich auf Chomskys Grammatiktheorie und ihre Übertragung aufs Deutsche kapriziert.

Während also Glinz in der Linguistik seit den späten 1960er Jahren nicht die Anerkennung erfuhr, die ihm zugestanden hätte, war seine Wirkung in der Sprachdidaktik umso nachhaltiger. Die Konzeptualisierung eines induktiven, an Strukturen orientierten Grammatikunterrichts geht wesentlich auf ihn zurück. Die Glinz'schen Proben, operationale Verfahren zur Identifizierung von Satzgliedern, fehlen in keinem Schulbuch mehr. Die auf der flexionsmorphologischen Klassenbildung basierende Fünf-Wortarten-Lehre ist bis heute eine attraktive Alternative sowohl zu den die antike Tradition fortschreibenden als auch zu den vor allem in der Grundschule vorherrschenden semantischen Klassifikationsversuchen.

Weil Glinz neben der Sprachbeschreibung immer auch deren Zustandekommen mitreflektierte und diese Reflexionen sprachpsychologisch und sprachdidaktisch auswertete, gelangte er zu weitreichenden Einsichten auch in das, was bei Chomsky als Performanz marginalisiert wird:

In seinem Aufsatz „Sprache – Schrift – Rechtschreibung“ von 1987 skizziert er den engen Zusammenhang zwischen historio- und ontogenetischen Schriftstufen sowie die kognitiven Prozesse bei der Verarbeitung von Wörtern und Sätzen und deren Erwerb und gibt Antworten auf den Unterschied zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache unter den Bedingungen ihrer Produktion und Rezeption. Mit Beiträgen wie diesem trug er zugleich wesentlich dazu bei, der Schrifttheorie, aber auch der Schrifterwerbtheorie einen intellektuellen Rahmen zu geben, der der Sprachdidaktik lange gefehlt hat. Auch die grammatikdidaktische Terminologiedebatte wäre ohne Glinz ärmer: In seinem Beitrag „Grundsätzliches über grammatische Begriffe und grammatische Termini“ von 1987 plädiert er nachdrücklich für eine operativ-prozessorientierte Herleitung von Termini als Namen für Begriffe im Grammatikunterricht, ein Verfahren, das er in seinen eigenen Schriften immer wieder modellhaft vorführte, dessen Umsetzung aber durch die schulgrammatisch-konservative Festlegung grammatischer Fachausdrücke für die Schule durch die KMK von 1982 bis heute verhindert worden ist.

Und noch in einer ganz anderen Hinsicht hat Glinz die Sprachdidaktik vorangebracht. In seinem Beitrag „Die Sprachtheorie in und hinter den Lehrern und die Entwicklung der Sprachfähigkeit in den Schülern“ von 1993 spricht er ein bis heute nur unzureichend bearbeitetes sprachdidaktisches Feld an: Die von der Institution Schule erzeugte Tradition, bestimmte Sprachauffassungen von Lehrergeneration zu Lehrergeneration weiterzureichen, die dadurch zunehmend zu nicht mehr begründbaren Sedimenten verkommen (z. B. *variatio delectat*, *Sprich in ganzen Sätzen!* etc.). Damit fügte Glinz der Analyse der „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“, wie sie Ludwik Fleck unternommen hat, die Analyse der „Entstehung und Entwicklung einer schulischen Tatsache“ hinzu. Die Arbeiten von Glinz, die es in jeder Hinsicht aufzugreifen lohnt, sind nicht zuletzt also immer auch von erkenntnistheoretischer Relevanz. Das gilt auch für den ganz großen Rahmen. 1967 appelliert er an seine in Deutschland nach wie vor primär historisch orientierten germanistischen Kollegen:

Die Linguistik, die Literaturwissenschaft und die Sprachdidaktik haben *einen gemeinsamen Kern*, und diese Kernbereiche der *drei* Wissenschaftszweige machen erst *zusammen* die grundlegende Wissenschaft von der Sprache aus, auf die alle Einzelforschung in Sprache und Literatur angewiesen ist und die man mit dem Wort „Sprachtheorie“ bezeichnen kann. Der didaktische Aspekt tritt also nicht erst hinzu, nachdem unter dem „rein“ sprach- und literaturwissenschaftlichen Aspekt die entscheidenden Fragen schon beantwortet sind [...].

(Glinz 1967, 67)

Eine Sprachtheorie, die ihren Namen verdient, muss aus der erklärenden Beschreibung der Sprachstruktur heraus auch Erklärungen dafür ermöglichen, wie Sprache in all ihren Erscheinungsformen, also auch der schriftlichen, gelernt und gelehrt wird. Und sie muss auch Möglichkeiten der Erklärung bereitstellen für die Unterscheidung gelungener und nicht so gelungener sprachlicher Äußerungen, denn primär an den gelungenen wird Sprache gelernt. Hans Glinz hat in seinen Arbeiten wesentliche Grundlagen dafür gelegt.

Hans Glinz war durchaus eigen und für viele unbequem. Im hohen Alter von 87 Jahren erklärte er sich bereit, zwei Artikel für das u. a. von uns herausgegebene Handbuch „Didaktik der Deutschen Sprache“ (Bredel et al. 2003) zur Geschichte der Sprachdidaktik und zur Geschichte der Didaktik der Grammatik zu verfassen. Und er lieferte pünktlich. Als es dann jedoch an die redaktionelle Bearbeitung ging, wies Glinz – äußerst höflich – jeden Eingriff der Herausgeber zurück. A posteriori betrachtet ist das vielleicht ein Glücksfall – die jüngere Generation kann hier vom Mainstream dezidiert abweichende Positionen eines Mannes kennenlernen, der diese Geschichte entscheidend mitbestimmt hat.

Ohne diese Eigenwilligkeit, die sein ganzes Werk kennzeichnet, hätte sicherlich vieles nicht in der Form entstehen können, in der es heute vorliegt. Vielen war er ein Dorn im Auge, auch und gerade wegen seiner Gradlinigkeit. Nicht zuletzt deshalb ist Hans Glinz einer der ganz Großen in der deutschen Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik.

Literatur

- Bredel, Ursula, Hartmut Günther, Peter Klotz, Jakob Ossner & Gesa Siebert-Ott (2003) (Hgg.). *Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch*. 2 Bde. Paderborn: Schöningh.
- Fleck, Ludwik (1935 1994). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv* [mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Glinz, Hans (1967). Der Anteil des Didaktischen an Forschung und Lehre der philologisch-historischen Wissenschaften. In *Sprachwissenschaft heute – Aufgaben und Möglichkeiten*, Hans Glinz (Hg.), 59–78. Stuttgart: Metzler.
- Glinz, Hans (⁶1973): *Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik. Sechste, durchgesehene Auflage mit zwei Faltafeln und einer Beilage*. Bern, München: Francke.
- Glinz, Hans (1987a). Sprache – Schrift – Rechtschreibung. Abläufe beim Lesen und Schreiben – was ist hier wie wichtig? In *Sprache – Schrift – Rechtschreibung*, Hans Glinz, Burkhard Schaeder & Hermann Zabel (Hgg.), 10–62. Düsseldorf: Schwann.
- Glinz, Hans (1987b). Grundsätzliches über grammatische Begriffe und grammatische Termini. In *Grammatische Terminologie in Sprachbuch und Unterricht*, Karl-Heinz Bausch & Siegfried Grosse (Hgg.), 21–49. Düsseldorf: Schwann.

- Glinz, Hans (1993). Die Sprachtheorie in und hinter den Lehrern und die Entwicklung der Sprachfähigkeit in den Schülern. In *Sprachwissenschaft und Schule. Gesammelte Schriften zu Sprachtheorie, Grammatik, Textanalyse und Sprachdidaktik 1950–1990*, Klaus Brinker & Horst Sitta (Hgg.), 391–425. Zürich: Sabe.
- Glinz, Hans (1994). *Grammatiken im Vergleich*. Tübingen: Niemeyer.
- Glinz, Hans (2002). *Languages and their use in our life as human beings*. Münster: Nodus.

ursula.bredel@uni-koeln.de
Universität Köln
hartmut.guenther@uni-koeln.de
Universität Köln